

Natur deutlich abgezeichnet.“ Ein erster, früher „Gegenruf“ also, den auch das einleitende Gedicht „Zum Titel“ lyrisch interpretiert als in Frage gestelltes Ja. Vergleicht man die früheren Gedichte mit den späteren, so wird neben der Kontinuität auch die Wandlung vom „lyrischen Kürzel“ zum vielstrophigen Langgedicht deutlich. Doch der formalen Wandlung folgt nicht in jedem Fall eine Steigerung des dichterischen Gestaltungsvermögens. Nicht selten verführt die Langform zu einer beschreibenden Ausführlichkeit und moralisierenden Rhetorik, die man sich weniger vollmundig, um manche Strophe oder Worte gekürzter wünschte. Das gilt vor allem für die gesellschaftskritischen Zeitgedichte, in denen sich Alltägliches mit Mythologischem, Profanes mit Religiösem, Spott mit Versöhnung und Rhetorik mit Lyrik mischt und gleichsam, wenn auch kritisch gemeint, mit dem lyrischen Strom der Zeitthemen schwimmt. Dem „Anspruch auf eigenen Umriß“ hingegen werden die Kurzgedichte viel eher gerecht, wie z. B. „Liebespaar“, „Frühe Schatten“, „Masken“, „Die Spottdrossel“, „Adam mit dem Apfel“ sowie „Zuletzt“ und schließlich „Herz“, das wohl schönste Gedicht des ganzen Bandes mit den glückten Schlußstrophen: „Herz / du taumelnder Vogel, / zwischen die Stäbe / der Qual gequetscht. // Ausatmen / mußt du die letzte Hoffnung. / Dann ist Frieden.“ In solchen Gedichten, zu denen auch „Mein Wort – mein Kahn“ gehört, runden sich die einzelnen Bilder zu vieldeutigen Allegorien gegenwärtigen Lebens und verlocken zu Sinnspielen, denen sich der Leser willfährig hingibt und die er verwandelt wieder verläßt. Dann ist es nicht mehr „gefährlich, / den Vogel Widerspruch / im Wappen zu führen“ – trotz der Vogelfänger.

E. J. Krzywon

DOMIN, Hilde: *Gesammelte Gedichte*. Frankfurt: Fischer 1987. 422 S. Lw. 32,-.

Die einmalige Sonderausgabe, zum 75. Geburtstag Hilde Domin erschienen, sammelt neu ausgewählte Gedichte von ihren dichterischen Anfängen in Santo Domingo im Herbst 1951 bis zum Jahr 1985. Neben Verstreutem und Neu-

em, insgesamt etwa hundert bisher unveröffentlichte oder schwer zugängliche Gedichte, enthält der Band auch Übertragungen aus dem Englischen sowie aus romanischen Sprachen. In einem editorischen Hinweis heißt es: „Die bisherigen vier Gedichtbände wurden als Koordinaten benutzt, in die die gesammelten und die unveröffentlichten Gedichte nach Entstehungszeit und innerem Zusammenhang eingefügt wurden. Nur einer der alten Buchtitel ist beibehalten.“ Gemeint ist der Gedichtband „Nur eine Rose als Stütze“ (1959), der bereits in 9. Auflage vorliegt. Auch die neu gesammelten Gedichte, liebhafte Kleingebilde und erzählende Langgedichte, verteilt auf neun Abschnitte, halten sich „in staunendem Gleichgewicht“ und bestätigen das lyrische Ich erneut als „Wanderer / von Tag zu Tag / und von Land zu Land, / an dem das Wort / von der Flüchtigkeit / allen Hierseins / Fleisch ward“ und „in dem die Ankunft / sich langsam entblößt“ bis zum „Aufbruch ohne Gewicht / wenn das Herz den Körper verbrannt hat“. Auf der Suche nach einer angemessenen Formel für das lyrische Gesamtwerk Hilde Domin fällt einem immer wieder das Bild der „Vögel mit Wurzeln“ ein: Ihre Gedichte „sind Vögel mit Wurzeln / immer tiefer / immer höher“. In solchem Bild wird der Leser zugleich ein Sinnbild des Menschen entdecken und vielleicht deshalb auch in ihren Gedichten „Lieder zur Ermutigung“ sehen, obwohl „das Spiel von Licht und Schatten“ in den Farben der Schwermut schillert. Denn „der Mensch / ist des Menschen / bangste Begegnung“. Behutsam eingespielt sind vielen Gedichten solche Begegnungen und Erlebnisse, „durch die feinsten / Siebe des Schmerzes gepreßt“, die auch biographisch deutbar scheinen. Denn keine ihrer Erinnerungen wird „mit dem Löffel des Vergessens“ gegessen. Die Deutlichkeit ihres lyrischen Appells bleibt so, dank der Klarheit ihrer Sprache, für eine breite Leserschicht wahrnehmbar, die in Domin's Gedichten auch vielfachen Trost findet: „Und daß dich einer liebt, / daß man dich anders lieben kann / als im Vorübergehn, / das nimmt dich wunder.“ Es sind die kleinen selbstzweckhaften Gebilde, deren vollendete Bildhaftigkeit gerade in ihrer verborgenen Symbolik Übergänge offenhält, denen man willig folgt:

„Nicht müde werden / sondern dem Wunder / leise / wie einem Vogel / die Hand hinhalten.“

E. J. Krzywon

BOBROWSKI, Johannes: *Gesammelte Werke*. Bd. 1: Die Gedichte. Bd. 2: Gedichte aus dem Nachlaß. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1987. LXXXV, 305 S.; 423 S. Lw. je 40,-.

Dank Ina Seidels Vermittlung erschienen erste Gedichte von Johannes Bobrowski (1917–1965), der schon als Schüler zu dichten begann, 1943/44 in der für das geistige Klima im Dritten Reich so wichtigen wie janusköpfigen Zeitschrift „Das innere Reich“, in der auch Martin Heidegger und Josef Weinheber publizierten. Nach 1949, als Bobrowski aus sowjetischer Gefangenschaft zurückgekehrt war, erschienen weitere Gedichte in der von Peter Huchel redigierten Ostberliner Literaturzeitschrift „Sinn und Form“, und erst 1961 folgte endlich sein erster Gedichtband „Sarmatische Zeit“, für den er im Jahr 1962 mit dem Preis der Gruppe 47 ausgezeichnet wurde. Nunmehr zählt Johannes Bobrowski neben Paul Celan und Ingeborg Bachmann zu den bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikern der Nachkriegszeit.

Im Rahmen der vierbändigen Gesamtausgabe liegt nun sein lyrisches Gesamtwerk in zwei Bänden vor, in chronologischer Folge vorzüglich ediert von Eberhard Haufe, von dem auch die informations- wie umfangreiche Einleitung (Bd. 1, VII – LXXXVI) stammt. Der erste Band sammelt alle vom Autor veröffentlichten oder für den Druck bestimmten Gedichte, der zweite alle in den Jahren von 1935 bis 1965 entstandenen, jedoch bislang nicht publizierten Gedichte. Vor allem die frühen Gedichte des Nachlaßbandes, vom Autor sorgfältig aufbewahrt, sind in doppelter Hinsicht aufschlußreich: für die lyrische Entwicklung Bobrowskis selbst wie auch für den allgemeinen Gang der deutschsprachigen Lyrik jener Jahre. Die chronologische Lektüre seiner Gedichte bestätigt erneut die suggestive Kraft seiner Sprache, „die faszinierende sarmatische Bilderwelt und das elementare moralische Engagement seiner Dichtung“, und den Dichter selbst als einen Menschen „der langsamen Entwicklung, des Ernstes und der Gründlichkeit“,

„von eher kontemplativer als aktiver Mentalität“ (E. Haufe). Offenkundiger wird auch die für Bobrowski wesenhafte Ambivalenz von Schwere und Leichtigkeit, die wechselvollen Übergänge von Schwermut und Trauer zu Heiterkeit und Humor, zugleich auch die schier erdrückende Dominanz seiner ostpreußisch-litauischen Erstheimat als direkt erlebter oder als historisch imaginierter, nicht selten mythisch oder visionär überhöhter Lebensraum, beschworen in unzähligen Erzählgedichten und Hymnen von formstrenger Bedeutungs- und Klangstruktur. Doch die in Bobrowskis Lyrik beschworene östliche Landschaft ist nicht nur ein Denkmal der Vergangenheit, sondern ebenso Warnung und Wegweiser für Gegenwart und Zukunft.

E. J. Krzywon

BECKER, Jürgen: *Odenthals Küste*. Gedichte. Frankfurt: Suhrkamp 1986. 143 S. Lw. 26,-.

Das kleine Dorf Odenthal im rheinisch-bergischen Land, von dem schon ein Gedicht aus der früheren Sammlung „In der verbleibenden Zeit“ (1979) erzählt, liefert das Titelstichwort zum jüngsten – mit dem Bremer Literaturpreis ausgezeichneten – Gedichtband Jürgen Beckers. Es spielt auf ein prähistorisches Meer an, das sich einst bis in diese Gegend erstreckte – vielleicht sich auch bald wieder erstrecken wird. Angeichts solcher Bedrohung erklärt sich die resignative Grundierung vieler Bilder: „Die Kälte geht durch den Sommer.“ Mit photographischer und filmischer Genauigkeit rücken Beckers Gedichte, gegliedert in sechs Kapitel von unterschiedlicher Schreibtechnik, apokalyptische Zeichen des Unheils in den Blick des Lesers, der im gewöhnlichen Alltag das Gefährliche übersieht oder verdrängt. Das lakonische Pathos der Bilder und Metaphern veranschaulicht im Kreislauf der Jahreszeiten und „auf der kurzen Rampe des Überlebens“: „Unendliches Gehen, / das eine fortgesetzte Beschreibung verspricht, / sonst nichts verlangt, keine Augenzeugen im Dunkel.“ So ständig „den Veränderungen der Realität auf der Spur“ (Harald Hartung), ist dem Lyriker Becker jedes Gedicht „ein ungeheuerliches Repertoire von zeitgenössischer Erfahrung“ und zugleich „Simulation / einer Küste mitten im